

ALEXANDRA HOLENSTEIN

**MORD AM  
LAGO MAGGIORE**

*Kriminalroman*

emons:

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer

Umschlagmotiv: mauritius images/Sina Ettmer/  
Alamy/Alamy Stock Photos

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2024

ISBN 978-3-7408-1639-1

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG («Text und Data Mining») zu gewinnen, ist untersagt.

In Erinnerung an meine Mutter, Irene Fiebig,  
die das Tessin geliebt hat

## Im Juli

*Oh, diese Schlaflosigkeit.*

*Insomnia, terribile insomnia.*

*Wann nur würden Hitze und Unrast ein Ende haben?*

*Inquietudine.*

*Erst wenn es vollbracht war. Ja, natürlich.*

*Erst dann würde sich wieder Schlaf einstellen.*

*Ein halbes Jahr zuvor – Zürich im Januar*

»Nur über meine Leiche.«

»Tabea, ich bitte dich!« Ludwig tauchte die mit einem zu groß geratenen Brotbrocken besteckte Gabel in die Überreste des Käsefondues. »Du tust so, als wäre es ein schwerer Schicksalsschlag, in eine Villa mit Aussicht auf den Lago Maggiore ziehen zu müssen.« Er hob die Gabel aus der inzwischen zähen Masse und betrachtete das umhüllte Brot wie ein Wissenschaftler den Gegenstand seiner Studie.

Mir war der Appetit vergangen. Ludwig zuzusehen, wie er den Mocken nun endlich in den Mund beförderte, bereitete mir Unbehagen. Das hatte, da musste ich fair sein, weder mit Ludwig noch mit dem vor zehn Minuten noch wohlschmeckenden Käse zu tun.

»Du weißt so gut wie ich, dass es nicht um die Villa geht, sondern um deinen Vater. Ich will meine besten Jahre nicht unter der Fuchtel eines Despoten verbringen.« Damit hatte ich ein bisschen zu tief in die Dramakiste gegriffen. »Über meine Leiche« würde niemand gehen, denn ich hatte nicht vor, zu einer solchen zu werden. Zumindest nicht freiwillig. Und auch wenn Ludwigs Vater Herbert nicht das war, was man gemeinhin als einen liebenswerten Menschen bezeichnete, so war er doch kein Despot. Zudem würden die vor mir liegenden Jahrzehnte schon deshalb nicht meine besten sein, weil die bereits hinter mir lagen. Ich war zweiundfünfzig. Über das, was nun kommen würde, sprachen nur clevere Werbetexter in wohlklingenden Superlativen. Aber es ging mir gut, und ich hoffte, wie die meisten Menschen, dass mir noch viel Zeit vergönnt war. Zeit, die ich als selbstbestimmter Mensch verbringen wollte. Ohne die Launen eines allein lebenden Pensionärs, dessen Angebot, uns

Unterschlupf zu gewähren, garantiert mit einer saftigen Portion Eigennutz verbunden war. Nicht mehr als eine Geschossdecke würde uns von Herbert Kummer trennen.

»Hast du eine bessere Idee?« Ludwig schickte seiner rein rhetorischen Frage einen Seufzer hinterher, während er die Abdeckung über die nur noch schwache Flamme des Rechauds schob. »Uns bleibt nicht mehr viel Zeit zum Nachdenken. Noch einen Schluck Wein?« Er griff nach der fast leeren Flasche mit dem Chardonnay und hielt sie über mein Glas.

Statt einer Antwort bedeckte ich dies mit meiner flachen Hand. Mir war nach gar nichts mehr zumute. Nicht nach Käse, nicht nach Chardonnay und nicht nach besseren Ideen, die ich ohnehin nicht hatte.

Vor drei Monaten war uns unsere für Zürcher Verhältnisse günstige und zentral am Schaffhauserplatz gelegene Vier-Zimmer-Wohnung gekündigt worden. Die Erben der verstorbenen Frau Lienhard wollten die vier Wohnungen des Mietshauses zu Eigentumswohnungen mit gehobenem Standing umwandeln, von denen die Herrschaften Kummer, also wir, sogar eine erwerben durften. Das war zwar sehr zuvorkommend von den neuen Eigentümern, scheiterte aber an einem einzigen kleinen Hindernis: Uns fehlten für Designerküche, Marmorbad und Bodendielen aus Mooreichenholz exakt zweieinhalb Millionen Franken.

Und als wäre die Sache mit der gekündigten Wohnung nicht schon genug, hatte auch Henry, Ludwigs Freund aus Jugendjahren, plötzlich das Gefühl, es müsse sich etwas ändern. Er wollte Ludwig das als Fotoatelier gestaltete Lokal in der Froschaugasse nicht länger für eine symbolische Miete überlassen.

Vor fünfunddreißig Jahren hatte Ludwig seinen besten Freund aus dem eisigen Wasser eines nur zum Teil zugefrorenen Teiches gezogen und ihn vor dem Tod bewahrt. Neben jeder Menge unmittelbarem Dank hatte Henry sich Jahre später bei seinem Retter auch damit erkenntlich gezeigt, dass er ihm ein Ladenlokal in Zürichs Niederdorf zur Verfügung

gestellt hatte. Die Räumlichkeit gehörte zu einem Gebäudekomplex, der Henry kurz zuvor von seinen Eltern vermacht worden war. Ludwig konnte auf diese Weise den Traum vom eigenen Fotoatelier verwirklichen. Und das für wenig mehr als einen Unkostenbeitrag. Die Großzügigkeit sollte jetzt, mehr als zwanzig Jahre später, ihr Ende finden. Auch Dankbarkeit kannte zeitliche Grenzen. Dafür hatte Henry natürlich eine andere Formulierung gefunden.

Nun saßen wir hier, am Esstisch unserer Noch-Wohnung, zerbröselten auf den leeren Tellern Brotstücke und dachten mal laut, mal still jeder für sich über das nach, was uns bewegte. Nicht zum ersten Mal, aber mit dem Damoklesschwert der schwindenden Zeit über uns.

Natürlich hatten wir uns umgeschaut. Nach erschwinglichem Wohnraum und einem neuen Fotoatelier für Ludwig. Voneinander abgetrennt oder unter einem Dach. Aber erschwinglich war in dieser Stadt nur wenig – und wenn es etwas gab, dann waren wir nicht die einzigen Aspiranten.

»Lass uns den Radius unserer Wohnungssuche um zehn, fünfzehn Kilometer erweitern. Wäre doch gelacht, wenn sich da nichts finden ließe«, schlug ich vor. Mein aus dem Nichts gezauberter Optimismus klang künstlich. Ich wollte mir selbst nicht zuhören.

Das ging Ludwig wohl ebenso. Er blies die Backen auf und ließ dann die Luft entweichen. »Und mein Fotoatelier soll ich in einem Industriegebiet oder Einkaufszentrum nahe der Autobahn unterbringen? Oder neben einem Kuhstall?« Die Frage war reine Rhetorik. »Ich brauche eine zahlungskräftige Klientel. Leute, die jeden Lebensanlass professionell fotografiert haben möchten: Kindergeburtstag, Gartenparty, Bootstaufe, den neuen Ferrari.«

Natürlich hatte Ludwig recht. Nach schwierigen Jahren, in denen vorwiegend ich mit meinem pünktlich eintreffenden Lehrerinnengehalt unseren Lebensunterhalt bestritten hatte, war er als Fotograf neuerdings wieder gefragt. Sein Atelier war perfekt gelegen. Die betuchte Kundschaft flanierte daran

vorbei und hatte Lust, sich nach allen Regeln der Kunst ablichten zu lassen. Die Fototools ihrer Smartphones waren gut, aber nicht gut genug.

Insgeheim hatte ich meinem Traum, mein Pensum auf ein Minimum reduzieren zu können, schon freien Lauf gelassen. Verlockender noch: ganz auf null zu fahren. Endlich Zeit für mich zu haben. Zum Beispiel für meine Lyriketüden und Bonmots. Und nun?

»Und was ist mit mir?«, fragte ich Ludwigs breiten Rücken.

Ludwig war damit beschäftigt, Caquelon, Rechaud und Teller zu einem Turm gestapelt in die Küche zu tragen. Mein Anliegen hatte eine klägliche Note.

»Was mit dir ist?« Ludwig lief weiter in Richtung Küche, ohne sich umzudrehen. »Du findest doch überall locker eine Stelle«, rief er wenig später. »Auch im Tessin. Da suchen sie händeringend Deutschlehrer.«

Aha. Da hatte sich mein Mann also schon vorsorglich informiert.

Und was, wenn ich nicht händeringend gesucht werden wollte? Wenn ich gern ungestört geblieben wäre, mit ein bisschen Extrazeit für meine Gedichte und meine Kräutertöpfe auf dem Balkon?

»Du hast aber schon begriffen, dass Herbert uns prophylaktisch als Altenpfleger anheuern will?« Das war meine Trumpfkarte, die ich bisher noch nicht ins Spiel gebracht hatte.

Ich war Ludwig in die Küche gefolgt. Unsere schöne Zürcher Küche, die wir bis Mai zu räumen hatten. Aus deren Fenster wir auf eine belebte Straße hinabschauten, die auch jetzt, an diesem kalt-nassen Januarabend, von den dicht aneinandergereihten Straßenlampen und den ohne Unterlass vorbeifahrenden Autos ausgeleuchtet wurde. In der wir fast nie bei geöffnetem Fenster am Tisch sitzen konnten und die wir trotzdem liebten.

»Herbert ist topfit. Der wird hundert. Eher muss er sich um uns kümmern als umgekehrt.« Ludwig stand an der Spüle und kratzte die Käsereste aus dem Caquelon.

Dass sich Herbert um jemanden kümmerte, der nicht er selbst oder sein Basset Hound Bruno war, hielt ich für abwegig. Aber fit war er, der Sechundsiebzigjährige, der seine Zeit stressfrei mit Müßiggang und Golf verbrachte. Immer aufs Neue erstaunte uns, wie wenig ihm seine alkoholischen und kulinarischen Übertreibungen anhaben konnten. In jedem Fall war Herbert von besserer Gesundheit, als die viel zu früh verstorbene Louise es gewesen war. Seine Frau, Ludwigs Mutter, hatte über die Jahre in zunehmendem Maß Trost beim roten Merlot gesucht.

»Er hat übrigens gesagt«, Ludwig drehte sich zu mir um, die Spülbürste wie ein Zepter in der Hand, »dass du im Garten so viel Fläche für den Gemüseanbau haben könntest, wie du willst.«

Darüber hatten sie demnach auch schon gesprochen, Herbert und Ludwig. Und obwohl ich in dem Angebot meines Schwiegervaters weiteren Eigennutz wähnte, verfehlte Ludwigs gut platzierter Köder seine Wirkung nicht. Einen richtigen Garten für den ökologischen Gemüseanbau wünschte ich mir schon seit Langem. Dagegen kam mein Urban Gardening auf dem Balkon nicht an.

»Das hat er gesagt? Der Alte wird ja richtig großzügig.« Dem sarkastischen Ton zum Trotz spross in mir ein Pflänzchen namens Zuversicht. Vielleicht hieß es auch Sinneswandel. Es war ein winziges Pflänzchen, aber mit guter Düngung, biologisch natürlich, konnte es gedeihen.

Wie es aussah, musste für einen Umzug auf die Schweizer Alpensüdseite wohl doch niemand über meine Leiche gehen.

*Zürich – im März*

»Du musst das positiv sehen. Als Challenge. ›Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne‹ und so. Hesse, du weißt schon.«

Natürlich wusste ich. Und Jasper wusste, dass ich die Gedichte von Hermann Hesse liebte. Jasper war Champion im Positivsehen. Keine Ahnung, von wem er das hatte. Weder Ludwig noch ich konnten diesen Überschwang an Zuversicht aufbieten.

»Opa ist doch gar nicht so schlimm. Ein bisschen komisch kann er natürlich sein«, räumte Jasper ein, was immer noch eine Verharmlosung war, wie sie nur von jemandem kommen konnte, der ohnehin ganz andere Wege ging. »Und wenn er mit seinen schrägen Ideen kommt, nickst du zweimal und ziehst danach dein eigenes Ding durch.«

Ich nickte zweimal. »Du hast leicht reden.«

Ja, Jasper war unser Sohn, und doch schien es uns manchmal, als ob er das eigentlich nicht sein konnte. Hindernisse waren dazu da, umgangen oder übersprungen zu werden. Nach dieser Devise hatte er seine dreiundzwanzig ersten Lebensjahre hinter sich gebracht und vor nicht allzu langer Zeit einen mittlerweile florierenden Fahrradladen mit Werkstatt eröffnet.

»Klar habe ich gut reden. Ich komme euch aber gelegentlich besuchen. Versprochen.« Jasper grinste und strich mir mit seiner nicht ganz sauberen, von der Werkstattarbeit rauhen Hand über den Unterarm. »Kann ich noch ein Stück von dem Kuchen haben? Zum Mitnehmen für Tom.«

Wir saßen bei Kaffee und Marmorkuchen am Tisch unserer Noch-Küche, in der sich ein Fluidum von Nostalgie ausbreitete. Spürbar bei mir, nicht bei Jasper. Der war nun mal ein Vorzeigemodell für das Leben im Hier und Jetzt. Ein Nachher

gab es bei ihm auch, zum Beispiel bei der frühzeitigen Mitteilung, dass er nur auf einen Sprung bleiben könne.

»Und wie wird das jetzt praktisch ablaufen?« Jasper sah mich an mit diesen ungewöhnlich grünen Augen, deren Farbe er vermutlich seiner nordischen Urgroßmutter verdankte.

»Wir packen unser Zeugs zusammen«, ich wies auf die ersten gestapelten Kisten in der Küchenecke, »und ziehen peu à peu, ständig ein bisschen mehr, nach Ascona. Definitiv dann Ende April. Dann bleiben mir immer noch gut zwei Monate bis zum Schuljahresende, die ich als Pendlerin zubringen muss. Und für den September –«

Weiter kam ich nicht. Jasper war im Aufbruchmodus. Die mir noch zur Verfügung gestellte Zeit musste fürs transportfreundliche Einwickeln des Kuchens genutzt werden, denn Jasper durchquerte die Stadt mit einem Carbon-Rennrad, auf dem so etwas Unsportliches wie ein Gepäckträger keinen Platz fand.

Ich blieb noch ein wenig sitzen und lauschte seinem schnellen Schritt im Treppenhaus nach.

Eine Challenge. Ja, so konnte man das nennen. Vor allem für mich. Für Ludwig änderte sich nicht so viel. Auch mit reduzierter Auftragszahl und ohne eigenes Atelier konnte er weiterhin ohne einschneidende Veränderung seiner Arbeit nachgehen. Einige seiner Zürcher Kunden waren von seiner neuen Wirkungsstätte sogar begeistert. Ascona, wie praktisch! Da standen doch ihre Zweitresidenzen.

Bei mir sah das etwas anders aus. Zunächst mal musste ich meinen Italienischkenntnissen eine deutliche Verbesserung zukommen lassen, bevor ich im September im lokalen Kolleg ein halbes Pensum Deutsch unterrichten würde. Das Bild von Tabea Kummer, der Poetin mit dem in Tinte getauchten Gänsekiel in der Hand, deren lyrische Ergüsse in zahlreichen Gedichtbänden käuflich zu erwerben waren, wurde zur Lichtspiegelung am Horizont. Während ich noch immer tatenlos auf dem Küchenstuhl verharrte, betrauerte ich ein wenig die sich auflösende Vision.

Aber der Gemüsegarten, so sagte ich mir und stand endlich auf, der Gemüsegarten wird angelegt. Schon gleich im Mai. Und Zeit für ein kleines Gedicht, hie und da, würde wohl auch noch bleiben.

\*\*\*

Für Frühlingsgefühle war die Zeit noch nicht reif. Die ersten Märztagte gehörten zum Winter, auch wenn die Sonne die Seeoberfläche in einen riesigen Überwurf aus glitzerndem Paillettenstoff verwandelte, dazu ein fast schon lau zu nennendes Lüftchen wehte und ein paar Höckerschwäne so taten, als wäre das Wasser des unteren Seebeckens schon mal für sie temperiert worden. Die umliegenden Bergketten waren alle noch saisongerecht mit Schnee bemützt.

»Mit dem Zug sind es wenig mehr als zwei Stunden von hier bis nach Locarno, und du tust, als wäre es eine Expedition durch die Tundra.«

Seit einer halben Stunde saßen Mimi und ich auf einer der graugrünen Bänke am Mythenquai, tranken heißen Holundertee aus der Thermoskanne und besprachen zum gefühlt fünfzigsten Mal das, was Jasper am Vormittag ganz entspannt zur Challenge erkoren hatte.

Mimi war meine beste Freundin, hieß eigentlich Hermine, war Geografielehrerin und wohlthuende Realistin, der es im Nu gelang, mir bei meinen nicht aus der Welt zu schaffenden gedanklichen Graufärbungen den Pinsel aus der Hand zu nehmen.

»Du kommst jeweils am Sonntagabend zu mir in die Tellstraße, wir trinken noch ein Gläschen zusammen, vermeiden, an den Montag zu denken, und freuen uns darüber, deine zwei Zürich-Nächte wie Teenager zu verbringen. Na ja, so ähnlich jedenfalls. Und Dienstag nach der Schule fährst du wieder zu deinem Ludwig in die Villa Felicità. Das Ganze beschränkt auf zweieinhalb lockere Monate.« Wie Mimi das beschrieb, bekam die Zeit von Mai bis zu den Sommerferien, während

der ich nicht mehr in Zürich leben würde, den Nimbus einer Auszeit im Club Med. Es erwies sich als enorm praktisch, dass sich meine Unterrichtsstunden an der Kantonsschule Zürich Nord auf nur zwei Tage verteilten. Was mich bisher gestört hatte, wurde zum Vorteil.

»Überhaupt, Villa Felicità, wer kann so was schon als Adresse anbieten? Villa des Glücks. *Nomen est omen*. Du wirst sehen, ich werde öfter bei euch aufkreuzen, als euch lieb ist. Vor allem, wenn ich mal wieder eine Dosis Glücksgefühle gebrauchen kann.«

Wir lachten beide über so viel Schönfärberei, neben der sogar das sonnige Gemüt von Jasper verblasste.

Mimi, die sechs Jahre älter war als ich, lebte allein und tat das mit Vergnügen. Ich zweifelte nicht daran, dass ihr die Gesellschaft ihrer zwei reizbaren, aber auch anhänglichen Siamkatzen Simon und Garfunkel völlig ausreichte.

»Wie sieht eigentlich Ludwig eure Zukunft unter Vaters Dach? Ich meine, mich zu erinnern, dass er nicht gut auf ihn zu sprechen war.« Mimi war unvermittelt ernst geworden. Nicht bitterernst, aber nachdenklicher als zuvor. »Hat er ihn nicht irgendwann sogar mal für den Tod seiner Mutter verantwortlich gemacht?«

Seltsam, dass Mimi das erwähnte. Seltsam auch, dass ich nie mehr daran gedacht hatte. Weder daran, Mimi davon erzählt zu haben, noch an Ludwigs irgendwann mal im Gefühlsdusel hervorgebrachte Bezeichnung.

»Na ja, ›verantwortlich gemacht‹ ist vielleicht etwas krass formuliert«, erwiderte ich und fragte mich – jetzt erst? –, weshalb sich Ludwig bei solchen unter dem Deckel gehaltenen Regungen für die baldige räumliche Nähe zu seinem Vater hatte entscheiden können. »Es ging wohl eher darum, dass Louise ordentlich gebechert hat und Herbert an ihrem Kummer bestimmt nicht unschuldig war. Aber die These, dass sein Benehmen zu ihrem Herztod geführt hat, scheint mir ein bisschen gewagt.«

»Ludwig wird das wohl auch nicht so gemeint haben. Manchmal sagt man Sachen ...« Mimi hielt inne.

»Ja, genau.« Ich nickte mehrmals. »Langsam wird's kalt hier. Wollen wir gehen?« Mir war nach Aufbruch zumute. Fröstelnd schraubte ich den Deckel auf die Thermoskanne, deren Inhalt uns im Zusammenspiel mit der Sonne und unseren Gesprächen so lange warm gehalten hatte.

*Ascona – im Mai*

»Du hast zwischen den Tomatensetzlingen zu wenig Abstand gelassen.« Herbert, den ich nicht hatte kommen sehen, stand neben dem Beet. Mit seiner stattlichen Größe erschien er mir aus meiner kauernenden Perspektive wie das personifizierte Jüngste Gericht. »Das wird so nichts«, dröhnte das Sprachrohr Gottes.

Ich konnte mich nicht erinnern, Herbert je bei irgendeiner Gartenarbeit gesehen zu haben. Dafür war nämlich seit Langem Giuseppe zuständig, der mir auch das Stück Rasen nahe der unteren Grundstücksgrenze im Halbschatten der Kamelien zu einem Beet von sechs Metern Länge und vier Metern Breite umgestochen hatte. Nicht das geeignetste Stück Land – da gab es in Herberts Garten Besseres –, aber nun mal das, was mir der Hausherr zugestanden hatte.

»Welchen Abstand hast du denn bei deiner letzten Tomatenpflanzung gehalten?«, fragte ich mit unschuldiger Miene, in deren Genuss Herbert allerdings nicht kommen konnte, da ich mein Augenmerk erneut auf mein vollbrachtes Werk und auf das nächste Pflänzchen gerichtet hatte, das in exakt dem gleichen Abstand wie die anderen vier gesetzt werden sollte.

»Und was kommt da noch alles rein?« Herbert war ein versierter Nichtantworter, wenn es ihm in den Kram passte. Intensives Hecheln zeugte davon, dass auch Bruno, sein gut genährter Basset, der Inspektion beiwohnte.

»Vieles«, teilte ich der dunklen Erde und dem frisch geschaukelten Pflanzloch mit.

Vor drei Wochen hatten wir unsere neue Wohnung im Untergeschoss der Villa Felicità bezogen. Drei Wochen, in

denen mir erste Häppchen von Herberts Willkommenskultur serviert worden waren.

»Ich habe Giuseppe gekündigt.« Auch im fließenden Themenwechsel war Herbert geübt.

»Wieso das denn?« Es war höchste Zeit, mich aus meiner kauernenden Position zu erheben. Dafür gab es drei Gründe. Der erste: Herbert sollte nicht länger zu mir herabschauen dürfen. Der zweite: Meine Knie taten mir weh. Der dritte: Warum zum Teufel hatte mein Schwiegervater seinem seit so vielen Jahren zuverlässig und vermutlich unterbezahlt bei ihm arbeitenden Gärtner gekündigt?

»Warum?«, wiederholte ich, strich meine erdigen Hände an den hinteren Taschen meiner für die Temperatur viel zu warmen Jeans ab und sah Herbert an. Leider immer noch mit Unten-oben-Gefälle, denn ich reichte ihm nur bis zu den Schultern.

»Setzen wir uns irgendwo hin. Dann erzähle ich es dir«, sagte Herbert. »Wir müssen hier nicht in der prallen Sonne Wurzeln schlagen.« Er war es, der bestimmte. Ich mochte seine Imperative nicht, aber meine Neugier siegte.

Wir erklimmen die Anhöhe zu dem Teil des Anwesens, den Herberts Eltern in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als eine Art Lustgarten gestaltet hatten. Vorbei an einer verwitterten Nackten, die inmitten eines Teiches unaufhörlich Wasser aus einer ihren Schoß sittsam bedeckenden Amphore fließen ließ. Vorbei an tanzenden Engeln, über deren Häupter sich moosiges Grün zog, und vorbei an einem Pavillon mit Sitzbank für zwei, auf der ich mich mit Herbert nur unter Androhung der Todesstrafe niedergelassen hätte.

Auch Herbert schien dies nicht der geeignete Ort für ein Tête-à-Tête mit seiner Schwiegertochter. Mit dem keuchenden Bruno als Nachhut steuerte er eine im Schatten von dichtem Magnolienblattwerk stehende Holzbank an.

»Die müssten wir mal abschleifen und neu streichen«, informierte er mich, bevor er sich auf der Bank mit der abblätternenden roten Farbe niederließ und mir mit einer Kopfdrehung zu verstehen gab, es ihm nachzutun.

Wie folgsame Adjutanten nahmen Bruno und ich zeitgleich Platz. Ersterer mit einem Plumps zu Herrchens Füßen, Letztere an Herberts Seite.

Wer war »wir«? Das Abschleifen von Bänken gehörte nicht zu meinen Lieblingsbeschäftigungen. »Also, du wolltest mir erzählen, warum du Giuseppe entlassen hast.« Mich bei Herbert meiner Lehrerinnenstimme zu bedienen hatte sich bewährt. Schließlich saß ich nicht zu meinem Privatvergnügen neben ihm. Auch wenn ich zugeben musste, dass die Bank vortrefflich platziert war. Es war ein Ort, den ich mir für meine kleinen Rückzüge merken wollte. Wie auf einer Theaterbühne mit seitlich gerafften Vorhängen zeigte sich zwischen zwei hochgewachsenen Kampferbäumen nichts Geringeres als der Lago Maggiore. Ein Seidentuch in changierendem Blau, umrandet von den mit allen möglichen Grüntönen prahlenden Ufern der gegenüberliegenden Seeseite und den Bergen des Gambarogno.

Dem Mann neben mir schien das sich vor ihm ausbreitende Panorama keine Regung zu entlocken. Aber im Grunde fiel mir sowieso nichts ein, was Herbert zu nennenswerten Gefühlsäußerungen bewog. Vom liebevollen Ziehen an Brunos fünfzig Zentimeter langen Hängeohren, dem Kraulen seiner fettunterlegten Halskrause und dem kaum hörbaren »Braver Bruno« mal abgesehen.

»Ich habe mir gedacht«, Herbert räusperte sich, »dass es Giuseppe auf seine alten Tage verdient hat, ein bisschen kürzerzutreten und nicht mehr alle drei Tage aus Italien hierherfahren zu müssen. Wir sind jetzt zu dritt, gesund und kräftig, und können die Gartenarbeit selbst in die Hand nehmen. Du hast ja schon gezeigt, wie dir das Grünzeug im Blut liegt.« Herbert wies auf das erdige Feld unterhalb unseres Sitzplatzes, wo ich gemäß seinen Kommentaren noch vor wenigen Minuten meinen Dilettantismus zur Schau gestellt hatte. Grünzeug mochte ich, aber im Blut lag mir nichts dergleichen.

»Giuseppe ist jünger als du.« Der Hinweis schien mir angebracht. »Hat er denn gesundheitliche Probleme?«

»Nicht dass ich wüsste, aber so weit muss es gar nicht erst kommen. Lassen wir ihn in seinem Häuschen in Cannobio in Ruhe seinen Lebensabend genießen. Meinst du nicht auch, Bruno?« Herbert strich dem Basset über den weißen Fellstreifen zwischen den Ohren. Der nach seiner Meinung Gefragte brummte und rollte sich zur Seite.

Auch ich hätte das Gespräch mit meinem Schwiegervater gern beendet. Ohne Brummen und Rollen, dafür mit Aufstehen und Verschwinden.

Still für mich fasste ich zusammen: Ludwig und ich sollten die neuen Gärtner in der Villa Felicità werden. Das von Herbert eingestreute »Wir« war reines Blendwerk. Keine Sekunde lang bezog er sich selbst in die eben ernannte Arbeitstruppe ein. Und Giuseppees glückliches Rentnerdasein im italienischen Cannobio lag ihm so wenig am Herzen wie die Zürcher Lehrtätigkeit seiner Schwiegertochter und deren noch bis Juli dauernde Tage der Abwesenheit. Nicht ein einziges Mal hatte er sich danach erkundigt.

»Was sagt Giuseppe dazu?«

»Was soll er schon sagen? Er versteht natürlich, dass es hier nicht vier Leute braucht, die an Büschen und Bäumen rum-schnipseln. Ist ja auch nicht sofort. Ab und zu wird er schon noch kommen. Fürs Grobe. Auf, auf, Bruno!«

Herbert hatte gesprochen. Fürs Grobe. Mit ausholenden Schritten marschierte er davon, die Füße immer auf den Granitplatten, nie dazwischen oder daneben. Nur Bruno, der hinter ihm hertrötete, durfte die trittgenaue Gehordnung missachten.

Jetzt, da ich allein war, wollte ich noch ein wenig sitzen bleiben.

Nicht weit von mir, nahe dem nachbarlichen Grundstück, sah ich Giuseppe auf einer Klappleiter stehen. Rabiät, als habe er es mit einem niederzuzwingenden Eindringling zu tun, zerrte er an ein paar Brombeerruten, die sich erlaubt hatten, frech aus der Kirschlorbeerhecke herauszuragen. Aus einer Regung heraus winkte ich ihm zu. Obwohl es mir schien,

als habe er zu mir hingeschaut, winkte er nicht zurück. Kurz darauf schob er seinen Strohhut zurecht, stieg von der Leiter und ging leicht hinkend davon.

Ich dachte an meine Tomatenpflanzen unten am Rand des Beetes. Sie mussten aus ihren Torftöpfchen befreit, in die Erde gesetzt und angegossen werden.

\*\*\*

»Zu mir hat er nichts davon gesagt. Was denkt er sich dabei? Wir sind nicht seine Lakaien.« Ludwig kippte den im Glas verbliebenen Limoncino, selbst gebrautes Einzugs Geschenk von Herberts Haushaltshilfe Matilda, in einem Zug hinunter.

»Das wundert mich nicht. Herberts Art zu kommunizieren ist gewöhnungsbedürftig.« Eine himmelschreiende Beschönigung. Das war das Wohltuende in einer Beziehung. Ärgerte sich der eine, konnte sich die andere entspannen. Und umgekehrt.

Just in diesem Moment nahm mir Ludwig den Part der Empörung ab. Alles an ihm verströmte Unmut, von der in Falten gelegten Stirn bis zu den zusammengepressten Lippen. Nachdem ich ihm vom gekündigten Giuseppe und Herberts Ansinnen erzählt hatte, uns ersatzweise als Gärtner einzuspannen, war seine Stimmung von beschwingt zu *not amused* gekippt.

Vor einigen Stunden war er munter pfeifend von seinem ersten wirklich lukrativen Auftrag bei einem gut betuchten Kunden heimgekommen. Frau Zimmerli hatte Ludwig aufgrund einer Empfehlung kontaktiert. Das Ehepaar Zimmerli wollte das neu gestaltete Interieur seiner Villa im nahen Ronco nämlich auch dem weiter gestreuten Freundes- und Bekanntenkreis sichtbar machen. Schließlich musste sich die nicht geringe Investition lohnen. Was hatten sie davon, wenn außer ihnen kaum jemand sah, was sie sich leisten konnten?

Einen ganzen Tag lang hatte Ludwig Raum für Raum, Möbelstück für Möbelstück und die am Pool posierende Haus-

herrin fotografiert. Wir hatten uns über einem Teller Spaghetti all'Arrabbiata gefragt, wer wohl alles der Folter unterzogen würde, die komplette Bildersammlung nicht nur anschauen, sondern auch noch mit vielen Ahs und Ohs bestaunen zu müssen. Unser Mitgefühl hielt sich in Grenzen. Was zählte, war Ludwigs Einstieg ins lokale Geschäft. Schon mehrmals waren wir seit unserem Umzug nach Ascona auf unserem Terrassenplatz (ohne direkte Aussicht auf den See, aber außer Hör- und Sichtweite von Herbert) bei einem Glas Wein und Geplauder von dem wohligen Gefühl fortgetragen worden, mit dem Umzug das Richtige getan zu haben.

Heute Abend ein bisschen weniger. Da half das milde Lüftchen des Maiabends so wenig wie der süßlich einullende Duft des weißen Jasmins.

Zu meinem eigenen Erstaunen war es mir gelungen, mit meinem Herbert-Bericht so lange an mich zu halten, bis der letzte Rest Pasta in unseren Mündern verschwunden war und die zwei Gläschen mit dem Zitronenlikör aufgetischt waren.

»Dann sprich mit ihm«, schlug ich vor. Mit Herbert deutlich zu werden, war Ludwigs Aufgabe. Das war zweifelsohne ein Vater-Sohn-Ding.

»Darauf kannst du Gift nehmen!« Ludwig griff nach den leeren Gläsern und stellte sie rigoros aufs Tablett.

»Na, na! Worauf soll Tabea Gift nehmen?«

Wir hatten ihn weder gesehen noch kommen hören. Herbert war hinter dem Jasminbusch hervorgetreten und näherte sich im Schlenderschritt, die Hände in die Taschen seiner abgewetzten Cordhose geschoben, unserem Tisch.

»Niemand soll Gift nehmen, Herbert.«

Aber wenn, dann am besten du, fügte ich gedanklich hinzu.

Kein Zweifel, die kurze Phase meiner relativen Gelassenheit hatte sich verabschiedet und ins Dickicht des dunklen Gartens davongemacht.

*Ascona – im Juni*

Sein Vater war ihm zunächst ausgewichen, um dann darauf zu beharren, dass Giuseppe nicht unglücklich sei, nun endlich mehr Zeit für sich zu haben. Eventuell würde er, Herbert, sich nach einem jüngeren Gärtner umsehen. Einem schnelleren und kräftigeren als Giuseppe. Auf Tabeas und seine Hilfe wolle er selbstverständlich nur kurzfristig zurückgreifen. Auch nicht sofort und nur für ein, zwei Monate. Vielleicht auch drei oder vier. Da habe die liebe Tabea wohl etwas falsch verstanden. Nein, er wisse ja, dass sie beide gelegentlich arbeiten müssten.

Ludwig glaubte nicht daran, dass Tabea etwas falsch verstanden hatte. Und dass sie beide nur gelegentlich arbeiten würden, hätte eine Korrektur verdient. Hätte. Bei seinem Vater war es sinnvoll, aus Gründen des Ärgermanagements über so manches hinwegzusehen.

Einige Tage später hatte Ludwig Gelegenheit, eine Kostprobe von Giuseppe's Zufriedenheit über die Kündigung zu erhaschen. Es handelte sich um eine ungewöhnliche Art, seine Freude auszudrücken.

»*Vaffanculo!*« und »*Figlio di puttana!*« hatte er Giuseppe mit sich überschlagender Stimme im oberen Garten rufen hören.

Herbert hatte sich Ludwig gegenüber zu dem Vorfall ausgeschwiegen. Wer ließ sich schon gern zum Hurensohn machen?

Heute konnte Ludwig unerwartet über einen freien Nachmittag verfügen. Die Kundin hatte das Fotoshooting auf dem Sonnendeck ihrer Motoryacht abgesagt, weil es zu dem angestrebten Verlust von zwei Kilo Bauch- und Schenkelspeck nicht rechtzeitig gekommen war und sie zudem einen Bad-Hair-Day beklagte.

Mit der Astschere bewaffnet, hatte er sich an das Stück Kirschlorbeerhecke gemacht, das ihrem Sitzplatz am nächsten lag und von Giuseppe nach halber Arbeit unvollendet zurückgelassen worden war. Ludwig hatte sich vorgenommen, sich gärtnerisch auf das zu beschränken, was Tabea und ihm zugutekam. Da sollte sich sein Vater keinen falschen Erwartungen hingeben.

»Huhu, Herr Kummer!« Die Stimme kam von der anderen Heckenseite. Gleich darauf schoben sich eine goldberingte Hand und ein mit mindestens zwanzig Armreifen behängter Unterarm durch eine Öffnung im Geäst.

Der bizarre Anblick ließ Ludwig zurückweichen. Was sollte er tun? Die Hand schütteln? Hände und Arme ohne erkennbare Besitzerinnen waren ihm nicht geheuer. Er zog es vor, die dargebotene Extremität zu ignorieren.

»Ich bin's, die Nachbarin. Olivia Herzig«, sagte die gesichts- und körperlose Stimme. Immerhin konnte er sehen, dass zu dieser Olivia viel pinkfarbener Stoff gehörte, der durch Äste und Blattwerk blitzte.

Ludwig erinnerte sich, die Frau von nebenan auf einem silbernen Motorroller auf der Strada Rondonico gesehen zu haben. Ohne Helm, mit wehendem Haar und einem wenig verkehrstauglichen Flattergewand bekleidet, war sie winkend und entgegen der vorgeschriebenen Fahrtrichtung an ihm vorbeigeknattert. Auch sein Vater hatte sie ein- oder zweimal erwähnt. »Crazy Olivia« nannte er sie.

»Ich komme mal rüber«, rief die so Bezeichnete und zog ihre Hand zurück. »Dann können wir auch gleich auf unsere Nachbarschaft anstoßen.«

Ludwig zuckte zusammen. Anstoßen? Er wollte nicht anstoßen. Mit niemandem. Er wollte ungestört an Ästen schnip-peln und über ein paar Dinge nachdenken. Zum Beispiel über den Umgang mit seinem Vater. »Nein, nein. Machen Sie sich keine ...« Mühe, hatte er sagen wollen. Aber der pinkfarbene Farbflash hinter dem Astwerk war verschwunden.

»Hier bin ich.« Olivia Herzig entstieg einem Oleander-

strauch, der die Kirschlorbeerhecke nach unten begrenzte. »Da ist eine Öffnung.« Sie wies ins Dickicht. »Ich passe da gut durch.«

Das war erstaunlich, denn Olivia Herzig war groß und kräftig gebaut. Ihre grellrosa Stoffhülle – ein Overall? – tat alles, ihre Ausmaße weithin leuchtend hervorzuheben.

Mit ausgebreiteten Armen kam sie auf ihn zu. Von ihren mit Glöckchen behängten Fußbändern und den ebenfalls mit Miniaturglocken gekrönten Spitzen ihrer Pantoffeln drang Geklingel zu ihm hin. In Ludwig stieg Panik auf. Das sah nach einer Umarmung aus, auf die er so wenig Lust hatte wie auf den eingeforderten Umtrunk. Er trat zurück, einen Schritt, zwei, noch einen, stolperte über eine Wurzel und landete unsanft auf dem Hintern, der sich keinerlei Polsterung erfreute. Wie das Gesamtbild verriet, mochte das bei Olivia Herzig anders sein. Das nützte ihm aber nichts.

»Oh, Sie Armer!« Sie reichte ihm ihre helfende Hand.

Obwohl er nicht an ihrer Kraft zweifelte, ihn mit einem Ruck zurück in die Senkrechte befördern zu können, ignorierte er das Angebot.

»Ganz der Vater«, verkündete sie, als sie sich auf Augenhöhe gegenüberstanden. »Diese fein geschnittenen Gesichtszüge. Die elegante Nase.«

Die Sache wurde ihm im Sekundentakt unangenehmer. Was war mit dieser Frau los? Hatte sein Vater mit seinem respektlosen »Crazy Olivia« recht? Ludwig war eigentlich nicht in der Stimmung, seinem Vater in irgendetwas recht zu geben.

Ihm waren Komplimente nicht fremd. Bei Fotoshootings erotischer Natur hatte er schon die eine oder andere Avance erlebt. Von Frauen und Männern gleichermaßen und durchaus mit ausgefallenen Schmeicheleien angereichert. Als Profi parierte er das mit einem Ausweichmanöver. Er war Fotograf, kein Callboy. Und seit einigen Jahren kam so was ohnehin nur noch selten vor. Nun war er also in die Fänge der pinkfarbenen Olivia geraten, die gut zwei Dekaden älter sein musste als er.

»Jetzt haben wir uns aber wirklich einen kühlen Trunk verdient.« Olivia Herzig hatte ihr Begehren nicht vergessen.

Auch wenn Ludwig nach wie vor nicht nach der Verlängerung ihrer Zweisamkeit zumute war, kam ihm das nun zupass. Er würde ihr ein Glas vom gekühlten Hibiskustee auftischen, ein paar unverbindliche Freundlichkeiten mit ihr austauschen und sie anschließend aus dem Garten komplimentieren.

»Da lang!« Er wies auf die Treppe, die zu ihrem im nachmittäglichen Schatten gelegenen Küchensitzplatz führte. Die schmiedeeisernen Gartenstühle – Überreste der großelterlichen Möblierung, die sie noch nicht ersetzt hatten – würden nicht zu langem Verweilen einladen.

Womit Ludwig allerdings nicht gerechnet hatte: Auf einem der beiden Stühle hatte sich schon jemand niedergelassen. Vor Herbert auf dem Tisch stand ein beschlagenes Glas, gefüllt mit exakt der rosa Flüssigkeit, die Ludwig seiner ungeladenen Besucherin anbieten wollte. Zu Herberts Füßen, auf dem kühlenden Granitboden, der ausgestreckte Bruno bei einem seiner zahlreichen Schläfchen. Man hatte es sich gemütlich gemacht.

Verwirrt nahm Ludwig den Küchenausgang in Augenschein. Hatte er die Tür offen stehen lassen und seinen Vater somit zur Selbstbedienung angeregt?

»Ein bisschen Zucker könnte nicht schaden.« Herbert wies, einen leichten Vorwurf in der Stimme, auf das mit Tee gefüllte Glas. Und zu Olivia gewandt, in höherer Tonlage: »Unsere schöne Nachbarin! Womit haben wir uns die Ehre verdient?« Seinem zuckrigen Lächeln, mit dem er vortrefflich zwei Liter Hibiskustee hätte süßen können, fehlte jede Wärme. Aber für so ein Detail schien Olivia nicht empfänglich zu sein.

»Herbert«, hauchte sie. »Was für ein Charmeur.« Sie ließ sich auf den freien Stuhl neben dem von ihrer Schmeichelei augenscheinlich unbeeindruckten Herbert gleiten, ohne ihn auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen.

Ludwig schien vorübergehend in Vergessenheit geraten zu sein, was er nicht bedauerte. Und doch setzte ihm das Szenario

rium zu. Von der Bauchmitte zur Brust, von dort in den Hals spürte er Hitze aufsteigen. Ja, es war warm heute, sehr warm, aber mit den hohen Junitemperaturen hatte das Feuer in ihm nichts zu tun.

»Ludwig, in eurem Kühlschrank habe ich eine angebrochene Flasche weißen Merlot gesehen. Der würde uns jetzt bestimmt besser schmecken als dieser Gesundbrunnen.« Herbert hob das Glas mit dem Tee und hielt es mit einem zusammengekniffenen Auge prüfend in die Höhe. »Was meinst du?«

Was er meinte? Zum Beispiel, dass er es begrüßt hätte, wenn sich der Teufel persönlich seines übergriffigen Vaters annähme. Vorzugsweise sofort. Aber der Teufel tat ihm so wenig diesen Gefallen, wie Ludwig zum feuerspeienden Drachen wurde. Und doch musste er sich seiner inneren Glut entledigen. Er ging in die Küche, öffnete den Kühlschrank und ließ die ihm entgegenströmende Kühle auf sich wirken. Die erhoffte Linderung blieb aus.

\*\*\*

»Und warum hast du nichts gesagt?«

»War nicht der Moment.« Ludwig kaute am letzten Bissen seiner Pizzahälfte. Tabeas Frage war berechtigt. Aber hätte er in Olivia Herzigs Anwesenheit eine Grundsatzdiskussion über die Regeln des Zusammenlebens in einem Haus vom Zaun brechen sollen? »Werde ich aber noch tun.«

Tabea nickte. Ludwig staunte über ihre Ruhe. Er hatte seine Frau in Locarno vom Bahnhof abgeholt. Trotz eines langen Arbeitstags und zweieinhalb Stunden Zugfahrt wirkte sie um einiges frischer und entspannter als er. Bei alledem hätte sie gute Gründe gehabt, ihn an die Zweifel zu erinnern, die sie Monate vor ihrem Umzug so oft geäußert und die er immer wieder weggewischt hatte.

Sie saßen an einem der dem See nahen Tische ihrer Lieblingspizzeria, der »Osteria Nostrana«, an Asconas Uferpromenade, tranken weißen Merlot, an dem sich Herbert zum

Glück nicht vergehen konnte, und teilten sich eine Pizza Capricciosa. Obwohl die Saison noch nicht in vollem Gang war und der Abend bei leichter Brise im Vergleich zum Tag fast ein bisschen kühl ausfiel, hatten sie sich mit dem letzten freien Tisch begnügen müssen. Um sie herum aßen, tranken, plauderten und lachten Urlauber in bester Ferienlaune, um die Ludwig sie beneidete. Ferienlaune war auch die alles dominierende Stimmung gewesen, wenn sie Herbert in den letzten Jahren in der Villa Felicità besucht hatten. Nicht oft und auch nicht lange, seit seine Mutter tot war. Aber doch immer wieder.

»Und diese Olivia hat ihn richtig angehimmelt? Ist mir ein Rätsel, was eine Frau an deinem Machovater finden kann.« Tabea gab dem zwischen den Tischen hin und her eilenden Kellner ein Zeichen, ihnen die Rechnung zu bringen. »Ich dachte eigentlich, Herbert sei auf seine alten Tage zur Ruhe gekommen.«

»Na ja, es sah nicht unbedingt so aus, als hätte er Interesse an ihr. Aber ob er nun mit seinen sechsundsiebzig Jahren den amourösen Abenteuern Adieu gesagt hat ...?« Ludwig dachte an die Affären seines Vaters und die nicht seltenen Anrufe seiner Mutter, wenn sie nach mehreren Gläsern Wein und mit schwerer Zunge ihre Dauerklage hervorgebracht hatte: »Er-hat-wiedereineandere.«

Jedes Mal hatte er ihr nahegelegt, sich von ihrem Mann zu trennen, doch endlich zu gehen. Sie war dann auch gegangen, aber anders, als Ludwig es gemeint hatte. Vom Sofa gekippt war sie. Einfach so. Und als wenn es noch ein weiteres Ausrufezeichen gebraucht hätte, hatte sich bei diesem finalen Akt ihr letztes Glas Rotwein über den hellen Berberteppich der längst verblichenen Schwiegereltern ergossen. Die Reinigung beim Spezialisten – mit unbefriedigendem Resultat – war Herbert ein Anliegen gewesen.

Herzversagen, hatte er vor zehn Jahren am Telefon mit schwacher Stimme gesagt und sich noch eine Weile in der Rolle des betrübten Witwers gefallen. Möglich, dass er tatsächlich

um seine Frau getrauert hatte. Sein Vater und Gefühle, das war ein schwieriges Thema.

»Du denkst an Louise«, sagte Tabea, während sie in ihrer Tasche nach dem Portemonnaie suchte.

Ludwig antwortete nicht. Tabea hatte auch nicht gefragt, sondern einfach festgestellt.

Louise, seine talentierte Mutter, die in ihrem lichtdurchfluteten Atelier im obersten Stock des Hauses farbenfrohe Aquarelle gemalt hatte, wenn es ihr gut ging.

Ach, überhaupt das nun leer stehende Atelier. Wie ausgezeichnet es sich doch als Fotostudio eignen würde und mit welcher aufreizenden Beiläufigkeit sein Vater das Gespräch abgewürgt hatte, als er mit dem Vorschlag für eine neue Nutzung an ihn herangetreten war.

Ludwig ließ den Blick über den Lago Maggiore schweifen. Grauschwarz lag er vor ihnen, von den in der Dunkelheit nur als Konturen erkennbaren Bergketten umrandet; an seinen Ufern erhellt von den Lichtern der Häuser und Straßen der östlichen und westlichen Seeseite. »Wie schön es hier ist«, sagte er schließlich. »Sein kann. Sein könnte ...«